Dem ersteren hatte der Krieg seine beiden Häuser „zerbrochen“ und auch Bannenbergs Haus und Acker lagen verwüstet, unbeackert Wie ihm ging es wohl mangels Korn über 20 Personen. Die anderen, denen es „gut“ ging, hatten alle nur 1—4 Morgen Roggen besät. Nur fünf, darunter die vier Meier. hatten mehr Land bestellen können.

Außer den schon genannten Besitzern in Ossendorf seien noch die folgenden alteingesessenen Familien genannt, die bei der fürstbischöflichen Steuerveranlagung von 1643 vor dem Notarius Hagemann in Warburg und dem damaligen Pfarrer Fr. Martinus Doschinger Ord. Präd. allesamt ihre Steuerklärungen hatten abgeben müssen: Johann Asheiden, Wiepen genannt, die Halbmeier Johann und Adam Lemming, Batholt Peter, Baptist. Jesper und Kesting Saurlandt. Jesper und Jörgen Raven, Joist Fischer, Jörgen, Baltassar und Henrich Fliegen, Hans Albert, Joist Schwarte, Maria Gössel. Wittib Johann Geralt, Adam Graben, Melcher Geissen, Henrich Webel, Jocheimb Starken, Johann Rengel, Barthold Sagenschneider. und dann noch eine ganze Reihe von Witwen und Frauen, die Lücksche, die Martinsche, Maria Menne, Schütten Grete, Anna Raben. Das waren die Bewohner Ossendorfs von 1643 Unter dem Bettlervolk. das nach dem 30jährigen Kriege zu Tausenden die Landstraße bevölkerte und unsicher machte, befanden sich außer entlassenen Kriegsknechten und sonstigem Volk auch unzählige Bauern. Sie haben schwere Zeiten ertragen müssen.

Die kleine Lu

Skizze von Hans Mensler

Etwas zaghaft und unentschlossen stand die kleine Lu vor dem Gewaltigen, auf dessen Bürotür ein Wort eine Großmacht verkündete: Intendanz! Auf Empfehlung eines ihrer Freunde war es ihr gelungen, bis zur höchsten Instanz des Stadttheaters der süddeutschen Stadt vorzudringen, und nun wartete sie auf das Urteil: Angenommen oder abgelehnt!

Mit vielen Mühen und unter persönlichen Opfern hatte die Mutter, die verwitwete Frau Rechnungsrat Lenzer, das Gesangsstudium der einzigen Tochter ermöglicht. Jahre der Not und des Zweifelns waren vorüber, und nun galt es, den Kampf ums Dasein auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, aufzunehmen.

„Schön also, mein Fräulein“, erhob sich der Gewaltige, „ich kann Ihnen natürlich nichts Bestimmtes versprechen, weil ich noch die Meinung meiner Mitarbeiter hören möchte; immerhin: ich will einmal den Versuch machen ...!“

„Ich — ich danke Ihnen, Herr Intendant.“ —

Die kleine Lu stand draußen. Grenzenlose Freude im Herzen: Ich will einmal den Versuch machen ...! Die letzten, Hoffnung gebenden Worte des Intendanten brannten wie Feuer in ihr, verließen sie nicht, stärkten ihren Mut, stählten Willen und Tatkraft. Ja! Sie wollte beweisen, daß sie nicht nutzlos jahrelang der Mutter schlaflose, sorgenvolle Nächte bereitet. Sie wollte zeigen, daß auch Menschen, denen die Natur das Gnadengeschenk eines großen stattlichen Wuchses vorenthalten, Großes zu leisten vermögen. —

In der Intendanz klingelte das Telephon:

„Tag, mein Lieber. Nun, was ist's mit der kleinen Lu ...?“ fragte Direktor Meller, der als Mäzen des Schauspielervölkchens bekannt war und sich stets etwas darauf zugute tat, neue Sterne zu entdecken. „Hab ich Ihnen das Richtige empfohlen?“

„Tja ...“, zog der Intendant die Brauen hoch, „... alles ganz schön und gut, nur die Statur nimmt sich halt ein wenig klein aus auf den Brettern. Aber trotz allem ...“

„Geben Sie der kleinen Lu erst einmal Gelegenheit, sich recht zu entfalten, drücken Sie ihr eine schwere Rolle in die Hand, lassen Sie sie toben; Sie werden mir noch dankbar sein für den Tip ...“

Zwei Hörer klappten in die Gabeln. —

„Als Gast auf Anstellung spielt Fräulein Lu Lenzer die Rolle der ‚Mimi‘“. Und dann folgten Urteile bedeutender Blätter über Konzerte der kleinen Lu.

Das Haus war voll. Bis auf den letzten Platz. Einmal, weil „Bohème“ trotz aller neuen Sachen immer noch ein haus- und kassenfüllendes Stück war, zum anderen hatte die Kritik der kleinen Lu die Wege schon derart geebnet, daß man neugierig geworden war. Und Neugierde ist bekanntlich die größte menschliche Schwäche.

„Sei groß und stark und gib Dein Bestes her ...“ ermunterte Meller seinen Schützling noch einmal kurz vor dem dritten Klingelzeichen. „Und nun: Hals- und Beinbruch!“ —

Lu stand auf der Bühne. Die kleine Lu. Ihre Stimme ließ die Tausende, die das Haus füllten, aufhorchen. Ihre Stimme schmeichelte sich in die Herzen der Menschen, rannte Vorurteile über den Haufen, stand groß im hohen Raum, perlte wie flüssiges Gold, begeisterte, riß mit, bestrickte, ließ die ganze Qual der Mimi wie eigenes Leid empfinden, vermittelte die Tragik der Künstlerliebe in seiner gewaltigen Größe.

Aus der kleinen Lu wurde die große Lu! Aus dem scheuen, schüchternen, von Zweifeln geschüttelten, hoffenden Menschen wuchs die große Heldin.

Blumen regneten auf die Bretter, die das Schicksal der kleinen Lu geworden. Das Haus wollte nimmer zur Ruhe kommen. Der Beifall raste, tobte, fand immer wieder sein Echo vom Parkett herauf bis zum obersten Rang. Zum letzten Mal senkte sich der Samt des schweren Vorhanges.

Riß die große Lu wieder in die Wirklichkeit.

Wie aus einer anderen Welt erwachend, stand da wieder die arme, kleine Lu, scheu und schüchtern ...

Und weinte! Weinte Tränen der Freude über das schier Unfaßbare, das sich da eben offenbarte: Sieg!

Droben in einer der Logen aber stand stolz und begeistert eine Mutter, die ihres Kindes wegen manche schlaflosen und sorgenvolle Nächte gesehen.

Der Feldmarschall, der desertieren wollte.

Der englische Generalfeldmarschall Sir William Robertson, der während des Krieges Chef des englischen Generalstabes war, hielt kürzlich einen Rundfunkvortrag. Hierbei plauderte der alte Soldat mit bewundernswerter Offenheit ein kleines Geheimnis aus seinem militärischen Leben aus: Er wäre beinahe einmal desertiert! Als junger Soldat mußte der Feldmarschall, der als Rekrut von der Pike auf diente, mit einem Dutzend Kameraden in einer Stube schlafen. Er war zwar durchaus kein Musterknabe, aber das Fluchen und das übermäßige Trinken der hartgesottenen alten Berufssoldaten, mit denen er sein Zimmer teilte, ging ihm doch auf die Nerven. Er hatte Heimweh, lag des Nachts stundenlang wach und wünschte, er wäre nie zu den Soldaten gekommen. Und in einer dieser Nächte wurde der schon längere Zeit gehegte Gedanke der Fahnenflucht zum festen Entschluß. So wäre der heutige Generalfeldmarschall damals zum Deserteur geworden, hätte ihm nicht ein Kamerad einen schlechten Streich gespielt. Als nämlich Robertson aus dem Bett kriechen, seine Zivilkleider aus dem Spind holen und sich in ihnen davon schleichen wollte, da mußte er die Entdeckung machen, daß sein Bettnachbar eben mit Robertsons Anzug aus dem Fenster geklettert war. Aus dem Desertieren wurde also nichts, und der junge Soldat fand sich mit dem harten und ungewohnten Kriegerleben ab. Dafür brachte er es auch zur höchsten Stelle im englischen Heer.

Immer noch.

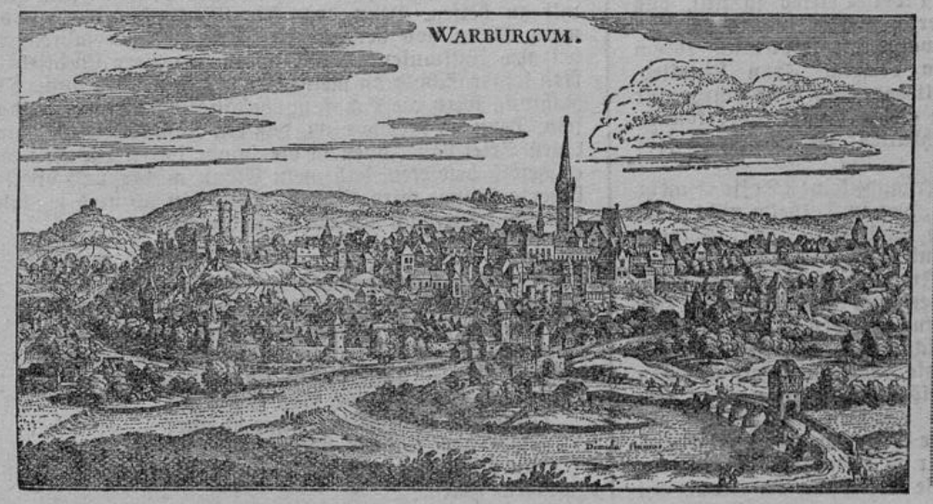
Sind wir nicht immer wie Kinder noch,
Immer bereit, auf Wunder zu warten?
Flattern nicht unter dem Lebensjoch
Unsre Wünsche wie bunte Standarten?

Schauen wir nicht mit dem Kinderblick
Immer noch auf zu den ewigen Sternen,
Immer noch hoffend, daß jetzt das Glück
Zu uns kommt aus schimmernden Fernen?

Tragen wir nicht um zuckenden Mund
Immer noch gläubiges Lächeln bereit?
Warten wir nicht von Stunde zu Stund'
Auf jubelnden Weckruf zur Seligkeit?

Alice Maria Heinevetter.

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 63 | **6. August 1932** | **6. Jahrgang**

Gegen den Strom

Roman von Olga Wohlbürd

(Nachdruck verboten)

28. Fortsetzung)

Direktor Alexander Rothe band die Brille vor, rückte die Kappe in die Stirn, stieg in den Wagen, grüßte mit der Hand.

„Empfehlung an Frau von Wartenstein ...“

In einer Staubwolke verschwand er.

Gustav Lindlieb ballte die Hand hinter ihm drein.

„Die Hunde hetze ich auf ihn, wenn er nochmal kommen sollte ... die Hunde!“

Er wankte ins Haus zurück, in die Gaststube, die menschenleer in heißer Mittagsglut lag.

Totenstill war es in der säuerlich riechenden Stube. Die Fliegen nur summten schwer und umschwirrten das Bierglas. Die Magd schlief, den Kopf auf beide über den Tisch der Anrichte gestreckten Arme gelegt.

Zwei alte, ungepflegte Jagdhunde lagen auf dem Estrich und schlugen hart mit der Rute auf, wenn große Fliegen sich auf ihren zuckenden Leibern festsaugten. Durch ein geöffnetes Fenster drang süßlich der Lindenblütenduft herein und das Surren eines Bienenschwarmes.

Gustav Lindlieb blickte langsam um sich, und der Ekel zog seine Mundwinkel tief herab.

Was war aus der „Goldenen Krone“ geworden! Was aus der dunkel getäfelten Gaststube, an deren Tischen sich einst so viele heitere, wohlhabende und gut gekleidete Gäste niederzulassen pflegten, und hinter deren Nischen frohes Gläserklirren erklang und feine Düfte auserlesener und sorgfältig bereiteter Speisen aufstiegen?

Wer fand noch den Weg zur „Goldenen Krone“?

Gustav Lindlieb schnaufte zusammen, als wenn der nasse Moder, der trotz des sommerwarmen Tages aus den Mauern kroch und seine großen, phantastischen Figuren auf den grauen Kalk malte, sich ihm selbst auf Haupt und Nacken gelegt hätte. Und doch war ihm der Hals wie ausgedörrt.

Er ging an die Kredenz, schloß den Seitenschrank auf und holte eine Kognakflasche heraus. In dem schmalen Eiskasten lag noch eine Selterwasserflasche. Kognak mit Selter. Das war sein liebstes Getränk. Und wenn der Selter ausging, dann trank er Kognak ohne Wasser.

Es war erstaunlich, was er vertragen konnte.

Und wenn er sich nicht allzulange festgesetzt hatte, dann kam es vor, daß er sich aufrichtete, mit hellen Augen und straffen Gliedern. Kam es vor. daß er auf kurze Augenblicke wieder der alte Gustav Lindlieb wurde. Daß er dem eintretenden Gast, ob es auch nur ein Fuhrmann war, ein reisender Handwerksbursche oder ein Bauer, mit eleganter Rundung entgegentrat.

„Was gefällig? Zu speisen, bitte — oder Bier ... Wein?“

Daß er in die Hände schlug, wie in früheren Zeiten, laut und herrisch „Bedienung!“ rief und die angegraute Weinkarte mit einem langen Verzeichnis längst nicht mehr vorhandener Weine einladend und präzise vor dem Gast aufstellte.

„Ich kann einen Chateau Lafitte empfehlen. Auszug 1906, oder einen Johannisberger Auslese, bitte sehr ...“

Und zählte mit alter Zungenfertigkeit her, was er noch an Weinmarken besaß oder zu besitzen vorgab.

Frau Lindlieb stöhnte in der Küche. Sie war das Umgehen mit dem schweren Gerät nicht gewohnt — auch ihre Kochkunst war gering. Aber da selten etwas anderes als Schnitzel oder Schweinebraten verlangt wurde, so ging es zur Not.

Franziska schickte ihr Kochrezepte. Aber Franziska rechnete noch mit den guten und reichen Zutaten von früher.

Was wußte Franziska von dem Elend in der „Goldenen Krone“?

Mit halsbrecherischer Sparsamkeit war es möglich gewesen, die in Raten eingeteilte Wechselschuld von fünfzehntausend Mark an den Herrn Stöven auszuzahlen. Aber als dann das „Grand Hotel“ seine Pforten öffnete und die Auswanderung der besseren Elemente nach Talheim begann, war das Schicksal der „Goldenen Krone“ besiegelt.

Die Zahl der Kellner schrumpfte von Monat zu Monat zusammen. Jetzt behalfen sich Lindliebs mit einem Knecht, einer Magd und einer Abwaschfrau. Am Sonntag und „zu besonderen Gelegenheiten“ wurden Aushilfskellner genommen.

Aber die Kellner, die sich einst um die „Goldene Krone“ gerissen hatten, meldeten sich immer spärlicher. Andere Zeiten — andere Gäste. Die Trinkgelder bezahlten ihnen nicht „die Abnutzung der Stiefelsohlen“ und „das saubere Hemd“. So kam es vor — und Gustav Lindlieb schöpfte an solchen Tagen neue Hoffnung — daß Frau Ulrike Lindlieb selbst in der Gaststube mitbedienen mußte: an großen Markttagen oder zum Schützenfest. oder wenn

Ausflügler in langer Wagenreihe vor die „Goldene Krone“ gefahren kamen.

Frau Ulrike Lindlieb schrieb dann verschleiernd an Franziska: „... Das ‚Grand Hotel‘ fängt uns alles Aushilfspersonal weg. Wir sind oft in der größten Verlegenheit. Denn für gewöhnlich ist der Betrieb so still, daß sich ein ständiges größeres Personal nicht lohnen würde.“

Franziska schlug vor, sie wollte Dienstboten aus ihrem neuen Wohnort schicken. Da erschrak Frau Lindlieb. “... Wo denkst Du hin, mein liebes Kind. Das würde nur böses Blut machen. Denn die ganze Saison über können wir die Leute doch nicht durchhalten; die Saison ist sehr kurz bei uns.“

In Wirklichkeit gab es überhaupt keine „Saison“ mehr für die „Goldene Krone“. Nur, wer in Talheim nicht mehr unterkam, stieg herunter nach Steingau. „Die ‚Goldene Krone‘ ist ganz nett“, hieß es mit nachsichtiger Empfehlung im „Grand Hotel“. Aber die Fremden rümpften die Nase, wenn die moderige Luft ihnen aus den Zimmern entgegenschlug. An der Wasserleitung in den Zimmern „war gerade ein Defekt“. Empfindlicher war das Versagen der Zentralheizung im Winter, die ebenfalls „gerade einen Defekt“ hatte. Die alten Kachelöfen aber, die noch in vereinzelten Zimmern standen, — rauchten.

Gustav Lindlieb brummelte immer was vom „Umbau“ und daß die Arbeiter so schwer zu haben wären. Mit der Zeit gewöhnte er sich auch diese Erklärung ab. Stand mit stumpfen Blicken dabei, wenn ein verirrter Gast sich das eine oder andere Zimmer ansah, um schließlich zögernd zu erklären: „Na, für die eine Nacht mag's ja gehen ...“

Frau Ulrike Lindlieb aber atmete erleichtert auf, wenn er meinte, „wo anders“ essen zu wollen. Denn Frau Lindlieb haßte die Küche, haßte den vernachlässigten rußigen Herd, die schweren Kessel, die sich stumpf und fleckig wie tote Ungetüme auf ihm erhoben, den Ausguß mit dem mühsam durchfließenden Wasser und dem üblen Geruch, die zerhackten, zerfäbelten Tischplatten, die ihr trotz allen Abreibens schmutzig-braun entgegenstarrten; die großen Schubfächer haßte sie mit den Aufschriften: Reis, Mehl, Nudeln, Grieß, in denen jetzt nur ein paar kleine Tüten herumlagen mit der rasch vom Krämerladen an der Ecke hergeholten Ware ... Sie haßte die Speisekammer, auf deren Wandbrettern kaum ein paar Konservenbüchsen zu finden waren, und wo zwischen leeren Flaschen, verstaubten Körben und Bruchgeschirr nur noch ein paar Kilo Äpfel herumlagen.

Wenn Franziska das sähe ...!

Frau Lindlieb wickelte bei dieser Vorstellung ihre Hände jedesmal noch fester in den schwarzen Wollschal, den sie Sommer und Winter trug — seitdem sie „nicht aus dem Frieren kam“ — und schüttelte den Kopf. Nur das Elend nicht sehen lassen ... Nicht so dastehen wie eine Bettlerin vor dem eigenen Kinde ... All ihr Stolz bäumte sich dagegen auf.

Es brauchte ja auch nicht so sein ... trotz Stöven, trotz des Grand Hotels nicht ... Ein anständiger kleiner Gasthof hätte die „Goldene Krone“ bleiben können — trotz allem — wenn nicht Lindlieb ...

Aber den hatte das damals umgeworfen! Gefällt wie einen Baum! Der hatte nicht gejammert und gestöhnt wie sie ... der war einfach erschlagen gewesen! Und holte sich sein bißchen Lebenskraft aus dem Keller. Jeden Tag! Und jeden Tag mehr! Der Lindlieb hatte weiße Haare bekommen und graue Wangen. Ein aufgedunsenes Gesicht mit einem bald flackernden, bald stumpfen Blick ... Daß sie es noch geschafft hatten — mit dem Wechsel ... wie ein Wunder war es!

Als die letzten fünftausend Mark fällig waren und keine fünfhundert in der Kasse, da hatte Frau Ulrike Lindlieb zum erstenmal an Madame Stöven nach Kiel geschrieben:

„...Liebe, gute Madame Stöven, wollen Sie denn, daß wir ganz zugrunde gehen? Ist Ihr Mann wirklich so unbarmherzig, uns auf die Straße zu setzen, uns von Haus und Hof zu jagen?“

Wie lange hatte sie da auf Antwort warten müssen ... wie endlos lange! Und dann war ein Brief gekommen. Nicht aus Kiel. Aus Berlin. Mit fünf schweren, roten Siegeln geschlossen. Fünf Tausendmarkscheine fielen aus Frau Ulrike Lindliebs bebenden Händen auf den Tisch und ein ganz dünnes Blättchen mit zittrigen kleinen Schriftzügen zur Hälfte gefüllt:

„... Ich war sehr krank, liebe Frau Lindlieb. Entschuldigen Sie bitte, die Verzögerung. Man hat mir Ihren Brief hierher ins Sanatorium nachgeschickt. Aber es war mir bisher nicht möglich, ihn zu beantworten. Heute kam mein Sohn aus Norwegen. Er war gleich bereit, mir zu helfen. Denn, wie Sie sich denken können, darf mein Mann von der ganzen Sache nichts erfahren. Anbei also fünftausend Mark, mit denen Herr Lindlieb den Rest seiner Schuld an meinen Mann begleichen kann. Diese Zahlung wird die Empfangsbestätigung meiner Sendung sein. Denn ich möchte nicht, daß ein Zufall meinem Manne einen Brief von Ihnen in die Hände spielt. Die Zeit wird es gewiß bewirken, daß mein Mann milder und versöhnlicher gestimmt wird. Augenblicklich bin ich noch machtlos. Es grüßt Sie nach wie vor freundschaftlich

Ihre Klaudine Stöven.“

Lindlieb hatte damals die Scheine in der Hand zusammengeknüllt, daß ihr himmelangst wurde. Aber dann hatte er die Mütze genommen — nie anders sah sie ihn mehr als mit Joppe und Mütze, wie an Jagdtagen in guten Zeiten — hatte seinen Knotenstock aus der Ecke gerissen und war auf die Post gegangen.

Und wie er heimkam, sagte er nur:

„Vor dem Stöven hätten wir nun Ruh' ...“

An dem Tage war der Name zum letztenmal gefallen zwischen ihnen.

Und die Wochen, Monate und Jahre schleppten sich dahin — düster, voll Mühsal und Angst, von einer Hypothekenzinszahlung zur anderen.

Die guten Möbel aus den Fürstenzimmern waren nach Talheim verkauft worden. Dann kamen Mariannens Zimmer dran. Der Bechsteinflügel als erster.

Frau Lindlieb saß in ihrer blauen Stube oben und weinte still vor sich hin, während unten die Männer standen und die weiße Holzkiste zunagelten, in der das Instrument mit der Bahn nach M... geschickt werden sollte.

Wie ein Einsargen war es.

Die Steingauer Kinder sammelten sich an vor den hübschen hellen Stühlen und Sesseln, vor den Bildern und Spiegeln, die Mariannens Wohnstube geziert hatten. Sie lachten, klatschten in die Hände, stießen sich gegenseitig an, schrieen Ach und Au, zeigten mit den Fingern auf ein Bild, stürzten sich über ein Buch, das weitab von den übrigen gerollt war — wiegten sich heimlich in dem Schaukelstuhl, betasteten die Stoffe, schlugen auf dem noch nicht zusammengerollten Teppich Purzelbäume ...

Bis Lindlieb seinen Stock hob:

„Marsch fort ... Lausebande, verflixte!“

Frau Ulrike Lindlieb war es, als trampelten sie alle auf den schwärenden Wunden ihres Hauses herum ...

Aber Lindlieb setzte sich abends vor eine seiner letzten dickbauchigen Burgunderflaschen.

„Hab' ich mir verdient, Frau, wie? Hab' das Haus gesäubert — ganz gründlich, was? Und wenn mir einer für die blauen Fetzen dort oben zehn Groschen gäbe, flöge auch das 'raus. Aber wer gibt was für den Dreck?“

Die blaue Stube! ...

Sie war Frau Ulrike Lindliebs letzte Zuflucht in dieser so trostlosen Wirrnis, wenn sie zu Tode erschöpft von des Tages ungewohnter Plage die Treppe hinaufwankte. Hier oben vertauschte sie ihr kurzgeschürztes, geflicktes Arbeitskleid mit einem alten schleppenden, weichen Schlafrock aus rotem Flanell und fühlte sich wieder als Dame.

Feiernd lagen dann ihre abgearbeiteten, geröteten Hände im Schoß, ihre Gedanken aber durcheilten wieder und immer wieder den Rundkreis ihres Lebens; bis zu dem Schreckenstage, der alle ihre Hoffnungen umstürzte.

Und heute wie vor sechs Jahren befiel sie ein krankhaftes Zittern, wenn sie sich den Klang von Lindliebs Stimme vorstellte, mit der er gerufen hatte: „Du, Frau, sie ist fort ... weg! ... Das Frauenzimmer, das ...!“

Und wieder sah sie, als wäre es gestern gewesen, das ratlose Durcheinander in den Hotelzimmern, sah die geballten Hände, die wutblitzenden Augen, die blassen, verzerrten Gesichter.

Madame Stöven lag in einem Sessel, vernichtet, stumm. Herr Stöven durchmaß die Zimmerflucht mit raschen, kurzen Schritten.

„Das ist ja reizend ... eine anf—tändige junge Dame, das muß man sagen! ... Da kann jede Hochf—taplerin bei ihr lernen ... scharmant, wirklich.“

(Fortsetzung folgt)

Heimatecke

Zerstörung von Offendorf 1642

Von Dr. Franz Wiemers, Münster (Westf.)

1642 waren die Hessen ins Warburger Land mit ihren Landsknechtscharen eingebrochen. Das war ein Brandschatzen und Rauben, besonders in den offenen Dörfern, ohne Ende. Anordnung im Lande überall. Die Bauern waren schutzlos. Sie durften nicht wagen, aufs Feld zu gehen. Am wenigsten die Mädchen. Aber auch im Dorfe selbst war kein Mensch sicher. Die Bauern merkten damals, daß kein Stand ein größeres Interesse daran haben könne, daß Ordnung im Lande sei und die Leute in den Städten ihre geregelte und friedliche Arbeit hätten, als der Bauernstand. Schon waren die Hessen an Warburg vorbei nach Menne gelangt, hatten es gebrandschatzt und geplündert. Von Menne bis Offendorf hatten die Hessen nicht weit, zumal wenn sie zu Pferde waren und mit verhängten Zügeln ins Dorf einritten. Muß das in Offendorf da hergegangen sein!

Von den Häusern der Maria Menne, des Johann auf der Hundebichen, der Schütten Grete, des Johann Rengel, des Jörgen Fliegen, des Jochheimb Starken, der Lückischen, der Fegetasche, des Heinrich Webel, des Adam Graben heißt es im folgenden Jahre ausdrücklich, daß sie niedergebrannt sind, von anderen: das Haus sei „zerfallen“, „niedergerissen vom Kriege“, „wüst“, „das Haus verfellt“ usw.

Vom Lingen Schmidt, dem alten Schweig, der Anna Raben und anderen heißt es, sie hätten sich „verlauffen“, seien „hinweg gegangen“, kurzum, immerzu Mitteilungen von völliger Auflösung und gänzlichem Untergang, aus denen sich hin und wieder auf das sittliche Durcheinander der Zeit Schlüsse ziehen lassen, die wie Streiflichter wirken, wenn wir hören, daß auch Frauen unter den „verlauffenen“ sind. Wohlgemerkt ist hier immer nur von den Haushaltungsvorständen die Rede. Das junge Volk wird sich weit mehr „verlauffen“ haben wie die alten, ganz wie das junge Volk von den anderen Dörfern.

Es ist auffällig, daß auch in den Kirchenregistern Offendorfs nach Beendigung des 30jährigen Krieges wie in allen Dörfern der Warburger Börde eine sehr große Anzahl von neuen Namen aus näheren oder entfernteren Nachbarorten auftreten, die während des Krieges nach Ausweis der Schatzungsregister noch nicht vertreten waren.

Die Offendorfer Bauern waren von dem räuberischen Kriegsvolk arg mitgenommen. Von 41 Bauernhäusern — viel mehr Häuser wies der Ort außer Kirche, dem Haus des Pastors und etwaiger sonstiger schatzungsfreier Personen nicht auf — lagen 1643 zerstört 25. Also nur 16 Häuser standen noch, in denen bei der geringen Größe der damaligen Bauernhäuser die Menschen eng zusammengepreßt beisammen wohnten, denn auch von den abgebrannten Familien waren noch eine ganze Reihe Haushaltungsvorstände mit ihren Angehörigen im Dorfe. Es muß also wohl ohne Zuhilfenahme von Mieteinigungsämtern und Wohnungsämtern bei dem christlichen Geist der Bevölkerung der Warburger Börde noch möglich gewesen sein, zu einer Wohnungsrationisierung unter Verwandten und Nachbarn zu gelangen. Gemeinsame Not ließ den Geist der Gemeinschaft und Gastlichkeit unter den Nachbarn des Ortes lebendig werden. Die fürstbischöfliche Steuerschraube wurde trotz des Elends auf dem Lande wacker auch bei den Bauern Offendorfs angedreht und wenig Rücksicht darauf genommen, daß neben der hohen Verschuldung der einzelnen Bauern, die insgesamt 2370 Reichstaler (Wert von 237 Arbeitspferden!) betrug, auch noch die Gemeinde mit 580 Reichstalern (also Wert von 58 Pferden!) verschuldet war. Dabei dürfte das heutige Offendorf im Notfalle weit eher in der Lage sein bei der heutigen Zahl seiner Einwohner, eine solche Summe abzutragen, wie das vom Krieg verwüstete kleine Dörfchen von 1643 mit seinen 16 übriggebliebenen Dächern.

Im Dorfe hatte der Krieg nur 13 Pferde und 2 Stuppen — „Stoppen“ sagten damals die Bauern — gelassen, unter den ersteren natürlich eine Anzahl blind und lahm, die die Hessen gern zurückgelassen hatten.

An Rindvieh waren 1643 noch 23 Stück vorhanden darunter 6 Kälber. Den Humor scheinen die alten Offendorfer trotz der schlechten Zeiten doch nicht verloren zu haben. Als der schon steinalte Kötter Jörgen Schnieders vom gestrengen Steuerkommissarius 1643 befragt wurde, ob seine Kuh gut oder schlecht sei, gab er zur Antwort: „Sei is all öller as eikselver“, worauf der Kommissarius das sein in sein Register notierte.

Neben 10 Schweinen, darunter nur 3 Sauen, waren im Orte schon wieder 20 Ferkel. Jede Familie hatte mindestens 1 bis 2 Ferkel woraus hervorgeht, daß die Bauern sich unter die Würfe der wenigen Sauen geteilt haben müssen. Ferner hatte die Gemeide noch 7 Ziegen und 1 Bock aufzuweisen. 49 Schafe einschließlich Lämmer, welch letztere alle im Besitz des Meiers Baltasar Saurlandt und des Kötters Haß Albert waren, die beide offenbar die Schafhude der Gemeinde zu Lehen hatten, stellten den Rest einer sonst blühenden Schafzucht dar.

Nur 80 Morgen Land waren im Winter 1643 mit Winterkorn bestellt worden, meist nur mit Roggen, höchstens 4 Morgen waren Weizen. Auch die Menner bauten fast nur Roggen und kaum Weizen an.

Die 4 Meier waren damals Jörgen Egels, der allein eine Schuld von 460 Talern auf dem Hals hatte, Baltassar Sauerland, der den größten Landbesitz des Ortes, aber auch seine 260 Taler Schulden hatte (ein Kestina Saurland hatte außerdem noch 300 Taler Schulden) Marcus Menne mit 160 Talern Schulden und Henrich Wintermeyer mit 160 Talern Schulden. Der Wintermeyerhof gelangte mit Bernard Wiemers um 1650 durch Heirat an einen Zweig der Scherfeder Familie Wiemers der bis in die letzten Jahrzehnte den Hof, der im vorigen Jahrhundert zur Hälfte an die Familie Wiegand kam, behalten hat und deren letzter Sproß Maria Wiemers sich mit einem Floren aus Wormeln verheiratete, so daß der Hof seit etwa 1870 Floren heißt. Von ihm stammt der Pfarrer Floren in Grönebach, der ein eifriger Sammler heimatkundlichen Materials ist und dem auch der Verfasser das Quellenmaterial für diese Darstellung verdankt. Stark verschuldet mit 400 Talern waren auch Joist Fischer und die Wittib Engel Hoppen mit 200 Talern.

Wer ohne Schulden war, war ein weißer Rabe, und das war in Offendorf Henrich Fliegen. Dafür konnte man ihn aber auch den „Henrich ohne Land“ heißen, denn er besaß kein Ackerland mehr und schaffte wohl bei seinem Verwandten Baltassar Fliegen (Fleigen) oder erntete auf fremden Land, wie z. B. Jorgen Raben (Raben), der sein eigen Land hatte versetzen müssen, aber doch noch seine 28 Taler Schulden übrig behalten hatte. Angesehene Besitzer waren auch die Familien des Dierich Fonnen und des Johann Bannenberg gewesen.